

denn ein Eingreifen der Polizei. Man hörte die vorgetragenen Gedanken ernst und ruhig an. Man ruft nicht so schnell wie bei uns nach Polizei und Regierung. Man steht nicht zur Regierung wie der „Untertan“ zur „Obrigkeit“, fühlt sich aber weit mehr als bei uns demokratisch mitverantwortlich. Ich erlebte immer wieder unerwartet große Zustimmung von Amerikanern und erst recht von Asiaten. Im Anschluß an einen Vortrag vor mehreren hundert Zuhörern, unter denen sich besonders viele Studenten der dortigen Universität befanden, fragte ein Japaner nach meiner Meinung über die westdeutsche Aufrüstung. Als ich ausführte, warum ich sie ablehne, unterbrach mich allgemeiner starker Beifall. Amerikaner kritisierten öffentlich in Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit die Politik ihrer Regierung, und die Haltung der Versammlung war dabei so, daß ich in Beschämung an andere deutsche politische Versammlungen auch in den Zeiten unserer „Demokratie“ nach dem ersten und zweiten Weltkriege dachte, an die Absicht zu stören anstatt zu hören, an herabsetzende Zwischenrufe, an Nieder-schreien, an Polizeiangriffe oder gar Saalschlachten. Schillers Mahnung: „Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit!, das zweite: Zeige selbst Freiheit!“ wird nach meinen Erfahrungen bei uns weniger beherzigt als im privaten und öffentlichen Leben Nordamerikas. In den Bezirken der Familie, der Kultur und Kirchen usw. begegnet man drüben dem demokratischen Erbe noch stärker als im politischen Leben. In den Beziehungen von Eltern und Kindern, Frau und Mann usw. wird Achtung und Gewissen beider Seiten erst recht gewahrt und verteidigt.

Wenn aber dies Erbe nicht weitergepflegt wird, wächst und reift, sondern mehr und mehr Schaden nehmen und entarten sollte, so wäre das für diesen Erdteil und andere ein weit ernsterer Verlust als der des Wohlstandes. (Fortsetzung folgt)

Der Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt

Ein Bericht über die presbyterianische Kirche in Irland

Von Harmannus Obendiek

Die presbyterianische Kirche in Nord-Irland, die auch im irischen Freistaat eine Synode mit mehreren Gemeinden hat, lebt im Zeichen des brennenden Dornbusches (2. Mos. 3, 1ff). Dies Zeichen findet man in den Glasfenstern des College der theologischen Fakultät in Belfast und in den Kirchen an den Kanzeln, und auch die Jugend hat es sich als Symbol erwählt. Der brennende Dornbusch zeigt an, „wie Gott unüberhörbar redet, unwiderstehlich handelt, in unvergleichlicher Weise da ist“ (Karl Barth). Die versammelte Gemeinde soll wissen, daß sie in der heiligen Gegenwart des lebendigen Gottes beieinander ist. Calvin möchte den brennenden Dornbusch dahin deuten, daß Gott sein Volk nicht untergehen läßt. „Das geringe und verachtete Volk gleicht der Brombeerstaude, die Bedrückung des Tyrannen dem Feuer, welches den Untergang herbeiführen müßte, wenn nicht Gott in wunderbarer Weise hindernd dazuträte... Die Erscheinung ist ein passendes Bild für das überaus bedrängte Israel, welches ganz vom Feuer ergriffen wurde und wohl die Hitze empfand, aber keinen Schaden erlitt, weil Gott bei seinem Volk war, es beschützte und erhielt.“ So gilt die Inschrift zu dem Zeichen: *Ardens sed virens* (brennend und doch grünend).

Von dieser Kirche und den anderen Kirchen in Irland her gibt es heute keine besonderen Beziehungen zu den Kirchen auf dem Festland. Das war früher einmal anders. Wir

denken an das Missionswerk der iro-schottischen Mönche. Willibrord (657/58—739) stammte zwar selbst aus Northumberland in England. Er verließ aber die Heimat, ging nach Irland, blieb dort zwölf Jahre, wurde dort zu seinem Missionsunternehmen ange-regt und fuhr dann im Jahre 690 mit seinen Gefährten zur Rheinmündung, um als Missionar in Friesland tätig zu sein. Er wurde in Rom 695 zum Erzbischof geweiht, hatte Utrecht als bischöflichen Sitz und gründete das Kloster Echternach, wo er 739 starb und begraben wurde. Er ist nicht der Einzige, der von Irland, der „Insel der Heiligen“ aus zu unseren Vorfahren mit der Botschaft von Jesus Christus kam. Bei seinem Vorstoß nach Norden wurde er nach Helgoland verschlagen und hat dort im Wasser einer Quelle, die den Friesen heilig war, Bekehrte getauft.

Irland ist politisch heute so geteilt, daß ein kleinerer Teil im Norden zu Großbritannien gehört, während der Süden sich von England getrennt hat und einen Freistaat bildet. Diese Trennung ist glaubensmäßig bedingt. Die Bevölkerung im Freistaat ist überwiegend katholisch, während im Norden die Protestanten die Mehrheit bilden. Diese gehören der Kirche von Irland, die eine Tochterkirche der Kirche von England ist, der presbyterianischen Kirche, der Methodistenkirche und einigen anderen kleineren Kirchengruppen an. Im Parlament in Belfast hat die Unionistenpartei die Mehrheit, die leidenschaftlich gegen eine Verbindung mit Südirland kämpft. Die Protestanten wollen nicht einem Staat angehören, der katholisch regiert wird. Sie lieben die Freiheit und fürchten die Unfreiheit. Es lebt in ihnen noch der Geist eines John Knox, wenn im Parlament ein Abgeordneter seine Rede mit dem Ruf seiner Vorfahren schloß: „No popery, no bishop!“ Sie haben die Vergangenheit nicht vergessen und in der Gegenwart ist Spanien ihnen ein warnendes Beispiel. Sie sind der Fahne Englands zugetan und wissen sich als die Mannen ihrer Königin. Im Jahr 1890 feierte die Generalversammlung der presbyterianischen Kirche ihr 50jähriges Jubiläum. Damals konnte der Moderator Dr. Park erklären: „Es ist etwas, ein Engländer in dem weitesten Sinne des Wortes zu sein, ein Bürger dieses großen Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht und dessen Flagge, wo immer sie weht, Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden bringt.“ Darum sind sie sehr empfindlich, wenn der Katholizismus Machtansprüche geltend macht, und die Gemüter im Volk und im Parlament kamen in Wallung, als der römisch-katholische Bischof von Leeds in einer Rundfunksendung behauptete, daß es, wie in Spanien, so auch in Nordirland Intoleranz gebe. Die Presse nahm sich dieser Sache an. Der Ministerpräsident protestierte energisch, und im Parlament gab es eine heftige Debatte. Die Vorfahren vieler Protestanten in Nordirland stammen aus Schottland. Es ist zu denken an das Sendschreiben, das John Knox am 14. Juli 1558 von Genf aus „an seine geliebten Brüder, das Volk von Schottland“ richtete. In diesem Sendschreiben hat Knox seine „geliebten Brüder“ gradezu beschworen, für die Predigt des göttlichen Wortes unter allen Umständen einzustehen, wobei er es wagte, die päpstliche Tyrannei mit der Art Mohammeds zu vergleichen.

Es war ein winziges Samenkorn, das hier im 16. Jahrhundert gepflanzt wurde, gleichsam vom Winde hierher verweht. Einige Presbyter flohen vor der Verfolgung in Schottland und siedelten sich in Nordirland an. Sie gründeten ihre Gemeinden. Doch bald mußten sie dem Druck der Bischöfe weichen. Im Jahr 1642 gründeten fünf Pastoren mit vier Ältesten die erste Synode. So stand alles im Zeichen der Schwachheit, vier Ältesten die erste Synode. So stand alles im Zeichen der Schwachheit, der Vergänglichkeit und lebte doch in Kraft: „Brennend und doch grünend“, wie der Dornbusch. Es ist das Geheimnis des Herrn, der gekreuzigt war und der auf-erstand, der ins Grab gelegt wurde und der in Ewigkeit regiert, der in der Vergangenheit durch Menschen erledigt wurde und dem das Heute und die Zukunft gehört.

So lebt hier die presbyterianische Kirche, vom Staate getrennt, von den freiwilligen Gaben ihrer Glieder. Im Gottesdienst der Gemeinde werden die Opfertüten eingesammelt und von den Ältesten zum Abendmahlstisch gebracht; der Prediger spricht das Dankgebet, damit diese Gaben durch das Wort Gottes und durchs Gebet geheiligt werden. So unterhält diese Kirche ihre Pfarreien mit 500 Predigern, ihre Missionsarbeit in Indien und früher auch in China.

Doch gibt sie nicht allzuviel Geld für die Verwaltung aus, sondern wendet die Gaben dem eigentlichen Dienst zu. Es genügt ihnen, für die Verwaltung dieser nicht kleinen Kirche einen hauptamtlichen Theologen mit einigen Hilfskräften zu haben. Das Juristische besorgt ein Rechtsanwalt nebenamtlich. Wir können das sicher nicht nachahmen. Aber es wäre doch an der Zeit, daß wir etwas vom Geheimnis einer solchen Verwaltung entdecken möchten, um einiges zu lernen und von dem großen Apparat unserer Verwaltungen etwas abzubauen. Das ist natürlich nur möglich, wenn die Verwaltung auf möglichst viele Menschen in die Kirchen hinein verlagert wird. So hat diese Kirche mehr als fünfzig Ausschüsse für die verschiedenen Zweige ihrer Arbeit. In ihnen sind Pfarrer und Älteste gemeinsam verantwortlich tätig. Sollte es nicht einen Segen für die Kirche darstellen, wenn auf diesem Wege möglichst viele Glieder der Kirche zu einer Verantwortung gerufen werden?

Die Ältesten werden wie die Pfarrer ordiniert. So erhält der Dienst des Ältesten ein besonderes Gewicht. Aber es wird auch deutlich, daß die Scheidung in Klerus und Laien mehr auf eine heidnische Religionspraxis als auf das Neue Testament zurückgeht. Die Dienste als solche werden ernst genommen und ihre Besonderheiten werden nicht eingeebnet. Es geht aber immer um die Gliedschaft am Leibe Christi und nicht um eine wesenhafte Unterscheidung.

Diese Kirche hat nur übersichtliche Gemeinden. Auch in der Großstadt wie Belfast gibt es in der Regel in der Gemeinde nur einen Pfarrer, selten zwei. Das ist ein Nein zu unseren Mammutgemeinden. Hier bleibt alles übersichtlich. Die Menschen kennen sich noch weithin untereinander. Die Gemeinschaft in der Kirche wird nicht dogmatisch spiritualisiert, sondern leibhaftig ernst genommen, das Persönliche kommt im Massenzeitalter noch zu seinem Recht. Diese Kirche wagt es noch, nicht nach Seelen, sondern nach Familien zu zählen. Gewiß lesen wir Apostelg. 2, 41 von 3000 Seelen. Es braucht also nicht unbedingt falsch zu sein, von Seelen zu reden. Das mag dort geschehen, wo einzelne sich bekehren. Wir lesen in der Apostelgeschichte auch, daß „das Haus“ (wir sagen „die Familie“) eine Verheißung hat (11, 14; 16, 31).

Der Ruf, „sonderlich am Feiertage zu der Gemeinde Gottes fleißig zu kommen“, wird noch gehört. Abgesehen von der Sonntagsschule werden Kinder auch mit in den Hauptgottesdienst gebracht. Sie hören hier eine kurze Geschichte und werden während der Predigt im Gemeindesaal gesammelt und betreut. Der Kirchenbesuch weist andere Prozentzahlen als bei uns auf. In Dublin bildet die Presbyterianische Kirche eine kleine Minderheit. Sie lebt also in der Diaspora. Sicher ist das zu beachten, wenn es hier eine Gemeinde gibt, die am Sonntag-Vormittagsgottesdienst, Sonntagsschule und Abendgottesdienst zusammengerechnet — hundertprozentigen Kirchenbesuch hat. — Kirchenbesuch und Sonntagsheiligung mag sich gegenseitig befruchten. Jedenfalls ist es hier so, daß die Presbyterianer im allgemeinen sich an der Unruhe des Sonntags nicht beteiligen, die durch Spiel und Sport hervorgerufen wird. Es wäre wohl zu billig, hier wieder Gesetzlichkeit zu wittern und demgegenüber unsere viel gerühmte evangelische Freiheit zu preisen. Schon der Lutheraner Ahlfeld (1810—84) mußte klagend feststellen: „So feiert kein Jude seinen Sabbat, kein Mohammedaner

seinen Freitag wie viele Christen ihren Sonntag." Wir alle stehen doch vor der Frage, was es mit den Menschen werden soll, denen keine schöpferische Pause mehr vergönnt wird, oder die sich diese schöpferische Pause zunichte machen.

Das Kirchengebäude ist im allgemeinen als Versammlungshaus gedacht, wird z. T. auch so genannt. Die Kathedrale, die wir von der römisch-katholischen Kirche übernommen haben, ermöglicht es der Gemeinde kaum, sich wirklich als Gemeinde zu konstituieren. Es ist doch mit allem Ernst in der Augustana Artikel 7 zu beachten, daß die Christliche Kirche die Versammlung aller Gläubigen genannt wird. In der Regel werden im Streit der Theologenmeinungen nur die näheren Bestimmungen beachtet, die dann folgen. Es darf doch einmal mit Nachdruck an das Buch von D. Otto Weber „Die versammelte Gemeinde“ erinnert werden. Die Gemeinde muß für ihre Versammlung die entsprechende Möglichkeit haben. Das muß beim Neubau unserer Kirchen auch beachtet werden, um so mehr, als die Kirche der Welt zu bezeugen und dann auch zu zeigen hat, was Gemeinschaft ist.

Die versammelte Gemeinde hier ist eine singende Gemeinde. Zum Singen erheben sich die Menschen. Das gibt eine gute Zufuhr an Sauerstoff für die Lungen. Wenn man Gott im Singen recht anbeten will, dann soll man frei und fröhlich singen, wie dies der Botschaft des Evangeliums entspricht. Das kann man nicht mit eingepreßter Brust. Warum stehen wir nicht beim Singen, um uns beim Verlesen des Bibeltextes zu setzen und dann gesammelt zuzuhören!? — Diese Gemeinden haben in ihrem Gesangbuch 150 Psalmen aus der Bibel gereimt. Es folgen dichterische Umschreibungen von Bibelabschnitten aus dem Alten und Neuen Testament und dann folgen die Hymnen, die Choräle, die Lieder. Das geht hier offensichtlich geistlich Hand in Hand, daß man den strengen Psalter, das gesungene Bibelwort und das Erweckungslied nebeneinander und miteinander gebraucht. Diese Kirche hat eine Erweckung erlebt, die vor allen Dingen durch Moody beeinflußt wurde. Sie haben viele Lieder von Wesley und anderen methodistischen Dichtern. Die Anbetung Gottes und die Liebe zu Jesus — beides gehört dem Liedgut der Kirche an. Sie haben ihr altes Gesangbuch revidiert, das mehr als 200 Jahre alt war. Dabei haben sie folgende Gesichtspunkte beachtet: Wörter, Redensarten, grammatikalische Formen sind z. T. veraltet; der Ertrag der theologischen Arbeit an der Heiligen Schrift ist zu verwerten, es ist durchaus zu beachten, was in der Gemeinde lebt, die Gefühle sollen nicht verletzt werden. So kommt man zu Liedern, die auch dem schlichten Menschen verständlich sind, so daß Fußnoten im Gesangbuch nur dem Kreise von Eingeweihten lebendig sind und seinen Charakter als Volksbuch verliert.

Schon vor hundert Jahren hat man hier erkannt, daß die Mission nicht eine Sache von Liebhabern sondern der Auftrag des Herrn an seine Kirche ist. Hier treibt die Kirche von ihren Gemeinden her die Missionsarbeit. Wir kennen dies Problem, das auf uns zukommt. Manche befürchten bei uns eine „Verkirchlichung“ der Mission. Eine solche Befürchtung ist dort nicht begründet, wo die Kirche selbst mit ihrer Verwaltung fern jeder Bürokratie ist. So können wir auch hier nichts nachahmen, und es wäre wohl wenig geholfen, wenn bei uns die Mission in die Regie der kirchlichen Verwaltungen mit hinein genommen würde. Es kommt vielmehr darauf an, daß die Gemeinden als solche für drinnen und draußen Missionsgemeinden werden, nicht um der besonderen Lage willen, auch nicht im Sinne eines zusätzlichen Verfahrens. Der Auftrag, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, ist ein missionarischer Auftrag, ohne den die Kirche Jesu Christi gar nicht existieren kann und ohne den sie oft und lange hat existieren wollen.

Die Kirche treibt nicht nur Heidenmission. Sie hat in einer so großen Stadt wie Belfast auch ihre Stadtmission. Aber sie sieht nicht nur die Heiden draußen und drinnen, sondern auch Israel. Diese Kirche bekannte sich zur Judenmission und sandte im Jahre 1843 mit William Graham ihren ersten Missionar nach Palästina, der dort im Jahre 1861 ermordet wurde. Es gingen noch Missionare nach Damaskus und Hamburg. So konzentrierte sich die Arbeit der Judenmission dieser Kirche auf Syrien und Deutschland. Nach dem Kriege müht sie sich aufs neue um diese Arbeit in Hamburg. — Gleichermassen geht sie den Gliedern ihrer Kirche nach, die aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen die Heimat verlassen haben. Durch diese Auswanderung sank die Einwohnerzahl Irlands von 8 Mill. auf 4 Mill. Die Heimatkirche weiß sich nach wie vor für ihre Glieder verantwortlich, die in die Fremde ziehen und junge Pfarrer aus Irland gehen zu ihren Landsleuten nach Kanada, in die Vereinigten Staaten und nach Australien. — Ein Heim für alte Flüchtlinge wurde eingerichtet und wird noch heute unterhalten. Es handelt sich vor allen Dingen um Menschen, die aus Deutschland fliehen mußten. So sind wir wahrlich im Blick auf unsere Schuld zur Dankbarkeit gerufen, wo eine Kirche im Ausland Barmherzigkeit an denen tut, die durch Unrecht und Gewalttat bei uns ihre Heimat verloren.

Auch diese Kirche hat es mit Lehrentscheidungen zu tun. Es sonderten sich von ihr auf der einen Seite die Unitarier und auf der anderen Seite die Fundamentalisten ab. Auch diese Kirche mußte versuchen, das Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Sohne Gottes zu wahren, ohne damit unter ein Lehrgesetz zu geraten. Dieser Weg mitten hindurch ist der Kirche immer wieder befohlen. Wir wissen, wie sehr die Irrwege zur Linken und zur Rechten locken. Die Barmer Erklärung wollte den Weg mitten hindurch zeigen. Aber „Barmen“ selbst darf nicht zum Lehrgesetz werden. Im übrigen wissen wir, wie sehr die Kirche bei uns in dieser Hinsicht von der Theologie her beunruhigt wird. Die einen fürchten, die Freiheit zu verlieren, und die andern sind besorgt, die Kirche könnte die Fundamente preisgeben. Hier muß immer wieder aufs neue erkannt, entschieden und bewährt werden, was die Botschaft von Jesus Christus uns gibt und von uns fordert.

Als Bekenntnis gilt die Westminsterkonfession, die mit besonderer Sorgfalt reiche Schriftzitate verwendet. Die schottische Generalsynode hat diesem Bekenntnis im Jahre 1647 zugestimmt. Die presbyterianische Kirche in Irland, die als eine Tochter der Kirche von Schottland angesehen werden kann, hat dies Bekenntnis im Jahre 1705 für ihren Dienst verbindlich gemacht. Es ist das Bekenntnis, das in seinem ersten Artikel zum Zeugnis der Heiligen Schrift ruft und das im Kleinen Katechismus als eigentliches Ziel des menschlichen Lebens dies festlegt, daß der Mensch Gott verherrliche und für immer in Gott seine Freude haben soll. Aber ein solches Bekenntnis aus alter Zeit hat den missionarischen Geist und den Geist der Erweckung nicht gedämpft. Diese Erweckung war etwas anderes als die Erregung des Gefühls. Diese Erweckung hat dafür gesorgt, daß der Dienst des Laien in der Kirche eine neue Bedeutung gewann. Von dieser Erweckung her erhielt die Kirche ihren evangelistischen, missionarischen Charakter.

Zur Generalversammlung entsenden alle Gemeinden ihre Vertreter, einen Pfarrer und einen Ältesten. Es mag für den Zusammenhang einer solchen Kirche doch etwas bedeuten, daß es neben den Synoden eine solche Generalversammlung gibt, auf der der Moderator — immer nur für ein Jahr — gewählt wird. Was die Kirche wirklich bewegt, dringt auf diesem Wege unmittelbar in jede einzelne Gemeinde hinein. Daß ist dann jedesmal ein „Kirchentag“ besonderer Art. Die Berichte, die hier

von den verschiedenen Ausschüssen her gegeben werden, regen die einzelnen Gemeinden zu Entscheidungen und Taten an.

Diese Kirche möchte im Zeichen des brennenden Dornbusches leben. Es geht um die Gegenwart Gottes, die verzehrt und doch erhält. Es geht um die Kirche Jesu Christi, die zum Sterben mit Christus gerufen ist, aber immer so, daß sie mit ihm lebt in der Kraft seiner Auferstehung. Was für die Kirche in Irland gilt, gilt für jede Kirche, die sich zu Jesus Christus bekennt, von seiner Gnade lebt, in seinem Auftrag ihren Dienst tut und auf seine Erscheinung wartet: „brennend und doch grünend“.

Kirchen und Landjugend

Besonders in Süddeutschland sind seit einiger Zeit Erörterungen über die konfessionelle Aufgliederung in der Landjugend im Gange. Die Sache begann damit, daß die katholische Kirche zur Gründung einer eigenen katholischen Landjugend schritt. Das ist eine Maßnahme, die in ganz Deutschland vorbereitet worden ist. Wir bringen nachstehend zunächst aus einem bischöflichen Hirtenschreiben an das katholische Landvolk die wesentlichen Teile, die wir der Nr. 44 des Jahrganges 1953 der Zeitschrift „Kirche und Leben“, Münster, entnehmen. Anschließend bringen wir eine Stellungnahme des bayrischen Landesjugendpfarrers Helbig zu der beginnenden Neugründung einer evangelischen Landjugend in Bayern. Diese Berichte entnehmen wir der „Evangelischen Jugendinformation“, Stuttgart, Heft 1, 1954, sowie den „Nachrichten für die Ev.-luth. Kirche in Bayern“ Nr. 2 vom 25. 1. 1954.

Katholische Kirche und Landjugend

Die katholische Kirche in Deutschland widersetzt sich einer einheitlichen Organisation der Landjugend. Nachrichten über die Auseinandersetzungen mit dem Minister a. D. Hermes sind durch die Tagespresse gegangen. Wir bringen nachstehend einige grundsätzlich wichtige Stellen aus einem bischöflichen Hirtenschreiben an das katholische Landvolk, das in Nr. 44 von „Kirche und Leben“, Münster, veröffentlicht wird.

Die Sorge, um die es geht, kennt ihr. Es handelt sich um die Zukunft unseres katholischen Landes, die Entwicklung des bäuerlichen Berufsstandes überhaupt.

Daß Nichtkatholiken und Nichtchristen die Dinge anders sehen und vielleicht auch aus ihrer begrenzten Sehweise anders sehen müssen, begreife ich schließlich und muß es hinnehmen. Schmerzlich aber ist es, wenn Katholiken sich solche Gesichtspunkte zu eigen machen. Sie müßten und könnten es besser wissen. Ich denke nicht daran, mir ein kompetentes Urteil in Fragen der Rationalisierung und Intensivierung der Landwirtschaft anzumaßen oder agrarpolitische Fragen mitentscheiden zu wollen oder überhaupt den Führern des Berufsstandes auch nur im geringsten ihre Stellung und ihren Einfluß streitig zu machen, soweit sie ihrerseits im Rahmen des für sie zuständigen Bereiches bleiben. Im Gegenteil möchte ich sie unterstützen und ihnen behilflich sein bei der Durchführung ihrer verantwortungsvollen Aufgabe.

Ich kämpfe überhaupt gegen niemand; ich halte mich auch nicht für befugt, irgend jemand den besten Willen und die ehrliche Absicht abzusprechen, wenn ich auch gezwungen bin, seine Auffassung und Handlungsweise sachlich zu verurteilen und zu mißbilligen.

Für mich geht es einzig und allein darum, das mir von Gott übertragene Amt so auszuüben, daß ich einmal vor Gottes Richterstuhl bestehen kann; mein einziger Ehrgeiz ist es, der mir anvertrauten Herde ein guter Hirte zu sein und sie auf gute Weide zu führen. Alle anderen Gesichtspunkte scheiden für mich völlig aus.

Es bedarf wahrhaftig keiner längeren Überlegungen, um einzusehen, daß ein solcher Mensch nicht geformt werden kann nur durch eine gelegentliche Religionsstunde, die